

Maurice de Martin - Mondkind im Nachtzug

Ich lebte Ende der 90er-Jahre des letzten Jahrhunderts knapp zwei Jahre in Rumänien und erforschte als DAAD-Stipendiat im transsilvanischen Hochland osteuropäische Folklore. Dafür musste ich oft zwischen Bukarest und Klausenburg pendeln. Besonders gerne tat ich das mit dem Nachtzug, der mit maximal 80 km/h durch die wilde, weite Landschaft fuhr. Man stieg dort in einen Waggon ein, der mit handgehäkelten Gardinen vor den Fenstern ausgestattet war, trank schwarzen Tee vom Schaffner und ratterte vorbei an spärlich erleuchteten Ansiedlungen durch eine menschenleere Traumwelt. Die Tickets waren für westliche Verhältnisse unsagbar günstig, und wenn man dem Schlafwagenschaffner ein kleines Trinkgeld überreichte, konnte man sogar ein ganzes Abteil für sich allein haben. So war es auch auf jener Fahrt im Winter 1998, kurz vor Weihnachten.

Etwa eine Stunde nach dem Verlassen des Bukarester Nordbahnhofs – gegen Mitternacht – muss ich pinkeln, stehe auf und gehe zur Zugtoilette. Draußen ist es verschneit und bitterkalt, doch im Zug ist es wohlig warm; er wird mit einem Kohleofen geheizt. Ein greller Mond scheint von einem sternenklaren Himmel herab und fällt durch die Gangfenster.

Das Pinkeln in einer rumänischen Zugtoilette ist eine komplexe Angelegenheit. Nicht nur, weil der Zug ständig und unvermittelt heftig von einer zur anderen Seite schwankt und dabei ruckelt, was einen nur durch intensives Festhalten an ziemlich verdreckten Wänden und durch zwischenzeitliches, eigenkörperliches Ausbalancieren davor bewahrt, auszurutschen und auf dem schmierigen Boden zu landen – oder gar ungeschickt mit der Kloschüssel oder deren Innenraum in Berührung zu kommen. Es ist also eine Art obszöner Surfing-Spaß.

Dieses Mal jedoch wandert meine Aufmerksamkeit auf ein anderes Phänomen der Bewegung im Raum, das sich unter dem Waschbecken direkt rechts von mir abspielt: Dort steht nämlich ein „Türkenkoffer“ (eine dieser großen rot-blau-weiß karierten Plastiktaschen, wie man sie in Billigläden kaufen kann), der Töne von sich zu geben scheint.

Zuerst denke ich, ich täusche mich – der Zug lärmt ja unablässig. Ich schaue jedoch genauer hin, als ich ein weiteres Geräusch wahrnehme. Ich bin verwundert, zugleich neugierig, und denke mir: „Ist da vielleicht ein Hund drin?“ Ich vergesse, dass ich eigentlich pinkeln will, und mache mich daran, die Tasche zu inspizieren. Ich öffne den Reißverschluss auf der Oberseite, schaue in die Tasche hinein und finde einen Haufen feuchter, weißer Leintücher vor, wie man sie vor der Erfindung industriell produzierter Pampers als Windeln verwendete.

Ich nehme eine weitere Bewegung und ein leichtes Krächzen weiter unten im Tücherhaufen wahr. Neben dem ständigen Zuggeratter ist nun deutlich eine menschliche Stimme zu

vernehmen, und ich spüre, wie ein Adrenalinschub durch meinen Körper läuft, als ich die Tücher vorsichtig anhebe.

Ganz unten, auf dem Boden der Tasche, liegt ein kleines Menschenbaby, eingewickelt in einen Kokon aus weißen Leintüchern, aus dem ein winziges Mondgesicht hervorschaut. In der Toilette ist es arschkalt, und ich mache mir Sorgen. Das Baby verkrampft sein Gesicht, als wolle es weinen; seine Augen sind mit einer Art braunem Talg verklebt. Es ist so perfekt eingewickelt, dass es wie eine ägyptische Mini-Mumie wirkt, die gerade auf wundersame Weise lebendig geworden ist. Es ist unwirklich, schön – und zugleich unheimlich. Aus einem Instinkt heraus handle ich: Ich trage das Baby in der Tasche aus der Toilette hinaus und gehe mit ihm zum Abteil des Schlafwagenschaffners.

Er hatte anscheinend bereits geschlafen und öffnet die Tür erst nach minutenlangem Klopfen. Schlecht gelaunt fragt er mich nach meinem Begehr, und ich zeige ihm den Inhalt der Tasche in meinen Händen. Er bekreuzigt sich.

Er weist mich an, mit dem Baby in mein Abteil zurückzugehen, die Tür offen zu halten und auf ihn zu warten. Die Kommunikation findet auf Rumänisch statt. Wegen meiner Arbeit, die mich immer wieder zu Bauern auf dem Land geführt hatte, hatte ich mir rasch die kommunikativen Grundlagen dieser Sprache angeeignet und konnte mich deshalb verständigen. Was für ein Glück in diesem Fall!

Ich sitze also irgendwo mitten in Rumänien, im Abteil eines Nachtzuges, mit einem inzwischen schlafenden Baby in meinen Armen. Ich schaue das Kind an: seine ebenmäßige, olivdunkle Haut, die verklebten Augen in dem mondrunden Gesicht.

Ich überlege, ob ich seine Augen vom Talg befreien sollte, denke mir dann aber: Es soll lieber schlafen, das verschafft mir Zeit.

Dann spüre ich ein wachsendes Unbehagen. Schläft das Kind vielleicht, weil es völlig erschöpft ist und schon seit langer Zeit nichts mehr getrunken hat? Hoffentlich verdurstet es nicht – in meinen Armen. Was soll ich nur tun?

Ich lege meinen Kopf nahe an sein Gesicht und höre sein ruhiges Schnaufen.

Plötzlich erscheint der Schlafwagenschaffner an der Tür, hinter ihm drei weitere Fahrgäste, die von der Aktion geweckt worden sind. Er betritt den Raum und reicht mir einen Plastikbecher mit einer klaren Flüssigkeit.

Ich frage, was das ist.

Wodka.

Warum Wodka?

Ich solle meine Hände damit desinfizieren.

Wie bitte?

Es handele sich ja bestimmt um ein „Zigeunerbaby“, und die seien zumeist HIV-infiziert. Die Mütter würden ihre Neugeborenen irgendwo abstellen, um die Kinder davor zu retten, von ihren Ehemännern getötet zu werden – in der Hoffnung, dass sie jemand findet, der sie mitnimmt und in einem Waisenhaus abgibt. So hätten sie wenigstens eine reale Überlebenschance.

Ich halte den Wodkabecher irritiert in der einen Hand, die andere drückt das Kind an meinen Bauch. Der Schaffner sagt, er müsse den Zugführer informieren, und verschwindet wieder.

Die anderen Fahrgäste drängen sich in mein Abteil. Eine dicke, ältere Frau im schwarzen Kostüm setzt sich neben mich auf die Schlafcouch. Auch sie bekreuzigt sich. Dann schimpft sie. Ich sei doch ein Idiot. Warum ich das Kind nicht einfach in der Toilette habe stehen lassen. Jetzt habe ich das Kind und könne es mit nach Hause nehmen, denn niemand werde es mir je wieder abnehmen. Was für ein Malheur.

Woher ich überhaupt komme – ich sei doch gar kein Rumäne. Was die Sache mich angehe, warum ich mich einmische. Ob ich ein Sachse auf dem Weg in die Heimat sei.

Ich erkläre ihr, ich käme aus Berlin und würde in Rumänien Folklore studieren. Sie sagt, dann würde es doch passen: Ich sei jetzt eben für das Baby verantwortlich, könne mein Kind doch mit nach Deutschland nehmen. Vielleicht werde ja noch ein berühmter Musiker aus ihm.

Ich frage: „Warum er? Es könnte doch auch ein Mädchen sein.“

Sie erwidert: „Na dann lass uns doch gleich mal nachschauen. Das Kind muss auf jeden Fall inspiziert und frisch gewickelt werden. Willst du das allein tun, oder soll ich dir helfen?“

Ich entscheide mich, mir helfen zu lassen. Wir stehen auf und legen das Kind auf die Schlafcouch. Es schläft währenddessen weiter, und sie rollt es behutsam aus seinem Kokon. Dann liegt es nackt, wie das Jesuskind, vor uns im Bett meines Abteils.

Es ist ein Mädchen.

Die Frau sagt, es sei noch nicht lange her, dass es geboren wurde – vielleicht ein paar Tage. Aus seinem Bauchnabel hängt noch ein Teil der Nabelschnur heraus, und die Windel ist ziemlich schmutzig.

Die Dame nimmt eine Packung Tempo-Taschentücher aus ihrer Handtasche. Sie bittet um den Wodkabecher, den ich immer noch in der Hand halte, beträufelt einige Taschentücher mit dem Inhalt und reinigt damit den Po des Kindes. Inzwischen ist das Kind aufgewacht und grummelt leise vor sich hin. Es scheint dabei entspannt zu sein und atmet ruhig, mit geschlossenen Augen.

Zwei Männerköpfe schauen die ganze Zeit durch die Abteiltür. Sie rauchen und scherzen. Worte wie „Zigeuner“, „immer wieder das Gleiche“, „Skandal“ und „arme Gesellschaft“ sind zu hören.

Dann bremst der Zug plötzlich ab, und wir fahren in einen Bahnhof ein. Inzwischen hat es leicht zu schneien begonnen, und der Bahnsteig wird von ein paar schwachen Funzeln in gelbes Licht getaucht, was dem Schneegestöber eine unwirkliche Atmosphäre verleiht.

Auf der Plattform steht eine einzige Person: ein Polizist. Er raucht.

Der Zug kommt zum Stehen. Ich beobachte, wie der Schlafwagenschaffner aussteigt und auf den Polizisten zugeht. Die beiden unterhalten sich. Der Polizist schüttelt immer wieder den Kopf.

Der Schaffner redet heftig auf ihn ein. Der Polizist erwidert den einen oder anderen Satz, schüttelt weiterhin den Kopf. Dann bekreuzigt er sich, dreht sich abrupt um und geht weg.

Der Schaffner steht allein da und gestikuliert wild. Die Szenerie wirkt wie aus einem Stummfilm. Die Fenster meines Abteils bleiben trotz meiner Neugier verschlossen – nicht nur wegen der Kälte, sondern auch, weil sie von außen mit Isolierschaum versiegelt sind.

Der Schaffner steigt ein, seine Pfeife ertönt, und der Zug fährt an. Das Kind liegt auf der Couch, die Leute diskutieren, und ich frage mich, ob sie recht behalten würden mit ihrer Prophezeiung, dass dieses Kind bei mir bleiben könnte.

Dann kommt der Schaffner zurück ins Abteil und flucht laut vor sich hin: „Pizda massi“ („Fotze deiner Mutter“) und weiteres. Er erklärt, der Polizist habe sich geweigert, das Kind an sich zu nehmen, weil es in der Umgebung des Bahnhofs kein Krankenhaus gebe und er persönlich keine Verantwortung übernehmen wolle.

Er habe darauf hingewiesen, dass es im Ort des nächsten Bahnhofs, etwa 45 Minuten entfernt, ein Krankenhaus gebe, und er werde gleich nach Abfahrt des Zuges dort anrufen und einen Krankenwagen bestellen.

Als wir nach knapp einer Stunde bangen Wartens und stiller Fürbitten, dass das Kind in der Zwischenzeit nicht sterben möge, den besagten Bahnhof erreichen, steht ein Krankenwagen auf der Plattform. Unter einer weiteren orangefarbenen Lichtfunzel warten zwei Gestalten in weißen Kitteln.

Als der Zug hält, steigt der Schaffner aus und ruft die beiden zu sich. Einige Minuten später stehen ein Arzt und eine Krankenschwester in meinem Abteil. Die Krankenschwester ist jung, blond und zielich der Arzt alt und dick, mit einer Schnapsnase, auf der eine große, fettige Hornbrille sitzt.

Die Krankenschwester jauchzt leise, nimmt das Baby hoch und spricht zärtlich mit ihm. Der Arzt nörgelt etwas für mich Unverständliches und fragt nach der Sachlage. Er will wissen, wo und

unter welchen Umständen das Kind gefunden wurde. Ich erkläre es ihm. Er fragt, ob ich Vermutungen über die Eltern des Kindes habe. Ich verneine.

Dann sagt er zu mir: „Sie haben heute Nacht das Leben eines Menschen gerettet. Ich danke Ihnen im Namen aller rumänischen Ärzte. Ich denke, Sie sollten dem Kind nun einen Namen geben – das steht Ihnen zu.“

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, und frage, was mit dem Kind geschehen wird. Der Arzt fragt mich, ob ich es zu mir nehmen wolle. Ich könne es adoptieren, das sei möglich.

Ich sage, ich sei zu jung, Musiker auf Tournee, und glaube nicht, dass dies eine gute Idee sei. Die Krankenschwester erklärt, das Kind komme zunächst ins örtliche Krankenhaus, um untersucht zu werden. Dann werde es gefüttert und am nächsten Tag wahrscheinlich in ein Waisenhaus gebracht. Man werde versuchen, die Eltern zu ermitteln – was jedoch meist hoffnungslos bleibe.

Ich kenne aus den Medien die Schreckensgeschichten der rumänischen Waisenhäuser. Was soll ich tun? Schließlich bitte ich den Arzt und die Krankenschwester, das Kind an sich zu nehmen, und bitte sie, sich darum zu kümmern, dass es ihm gut gehen wird.

Der Arzt bittet mich um meine Telefonnummer, die ich in sein Notizheft schreibe. Falls sich etwas ergebe, werde er mich informieren. Ich solle beruhigt sein, nicht alle rumänischen Waisenhäuser seien Kindergefängnisse.

Dann sagt er, es dränge nun, und ich solle dem Kind noch einen Namen geben. Mir fällt keiner ein.

Mit dem das Abteil verlassenden Ärzteteam verschwindet das Kind aus meinem Leben. Das in weiße Leintücher gewickelte Mondgesicht aber besucht mich noch Jahre später in meinen Träumen.

Epilog

Zwanzig Jahre sind vergangen.

Heute bin ich Vater eines kleinen Sohnes. Seit fast achtzehn Monaten begleite ich ihn Tag für Tag durch sein Wachsen in diese Welt hinein. Ich sehe ihm zu, wie er sie nach und nach für sich Welt entdeckt und höre ihm zu, wenn er am Ende seines Mittagsschlafs sanft und stetig schnauft.

In diesen Momenten begreife ich erst wirklich, was Geborgenheit bedeutet. Und ich kann erahnen, wie unendlich traurig es für ein Kind sein muss, diese Selbstverständlichkeit von Anfang an entbehren zu müssen – statt dessen allein zu sein, abgelegt in einer Zugtoilette, auf der Schwelle zwischen Leben und Verschwinden.

Die Normalität, die für meinen Sohn Alltag ist, war für jenes Kind ein unerreichbarer Wunsch.
Dieser Gedanke begleitet mich. Still, aber beharrlich.

Ich werde mein Bestes tun, meinem Sohn alles zu geben, was er braucht, um sich sicher und
geborgen zu fühlen – und ihm zugleich den Raum lassen, sich nach Kräften frei zu entfalten.

Ich hoffe, es wird mir gelingen.

©2024 Maurice de Martin